

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 79 (1999)  
**Heft:** 5

**Buchbesprechung:** Buchhinweise

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Uwe Naumann (Hg.),  
*Ruhe gibt es nicht, bis  
zum Schluss. Klaus  
Mann (1906–1949),  
Bilder und Dokumente.*  
Rowohlt, Reinbek 1999.

### Dreifach geschlagen

«Er war homosexuell. Er war süchtig. Er war der Sohn Thomas Manns.» Marcel Reich-Ranickis Diktum von der «dreifachen Geschlagenheit» Klaus Manns ist heute in aller Munde, doch der Autor des «Mephisto» ist seit seinem Freitod am 21. Mai 1949 einem grösseren Publikum ein Rätsel geblieben. Uwe Naumanns Bildbiographie «Ruhe gibt es nicht, bis zum Schluss» darf in Anspruch nehmen, Licht in dieses biographische Dunkel zu bringen durch eine kommunikative Mischung aus – zum Teil bisher unveröffentlichtem – Bildmaterial und einfühlsamen Kommentaren. Klaus Mann erscheint als die zerbrechlichste Figur unter den Mann-Geschwistern, und man erschrickt vor den Korrelationen von Leben und Werk, die dieser Band freilegt. Seine Freunde – so fragil wie er

selbst, selbstmordgefährdet, drogensüchtig: der Kinderbuchillustrator Ricki Hallgarten, der sich kurz vor einer gemeinsamen Persienreise das Leben nimmt, oder Annemarie Schwarzenbach, der Naumann ein wenig mehr Platz hätte einräumen dürfen. Einen festen Wohnsitz hatte Klaus Mann nach der Ausbürgerung 1934 durch die Nazis nicht mehr. Ruhelos zieht er durch die Hotels, über seine mindere Begabung reflektierend, seine Homosexualität, seine Ängste vor den Masken der anderen. Die erfolgreichen künstlerischen Aktivitäten der Liebblingsschwester Erika bewundert er, doch Ermutigung sind sie ihm nicht. Klaus Mann als Soldat in der US-amerikanischen Armee: Jahre eines zarten Optimismus, der sich nach 1945 in unverhohlene Verzweiflung wandelt, als der junge westdeutsche Buchmarkt ihn nicht mit offenen Armen aufnimmt. ♦

Michael Wirth

Andreas Oplatka, *Nach-  
rufe auf den Ostblock,  
Zehn Essays, Böhlau  
Verlag, Wien, Köln,  
Weimar 1998.*

### Über den Tag hinaus bedeutsam

Es ist nicht immer ein Glücksfall, wenn ausgezeichnete Journalisten die Mahnungen ihrer Kollegen, sich möglichst kurz zu fassen, für einmal ignorieren und ihrem Wunsch nachleben, etwas ausführlichere Beiträge zu verfassen und als Essaysammlung in Buchform herauszugeben. Andreas Oplatkas «Nachrufe auf den Ostblock» widerlegen diese These. Es handelt sich um kleine Meisterstücke, welche sowohl sprachlich als auch inhaltlich höchsten Ansprüchen gerecht werden. Der Autor beschreibt darin nicht «politische Verhältnisse», und er löst sich völlig und in wohlthuender Weise vom trockenen Stil der «Lagebeurteilung», der zeitgeschichtlichen Analyse und des welt- und europapolitischen Kommentars. Im Zentrum seiner Essays steht der Mensch, der im Ostblock kein wesentlich anderer war als überall auf der Welt. Im ersten Essay schildert Oplatka unter der Überschrift «Informatiker, Historiker, Literaten» das Gegenwartserlebnis eines 16jährigen Austauschschülers und Informatikfans aus Tschechien, und er stellt die Frage, wer denn von den drei erwähnten Grundtypen dem jungen Menschen in Zukunft das zutreffendste Geschichtsbild vermitteln werde. Mit dem Hinweis auf Kunderas verfilmten Roman «Der Scherz» zeigt er, dass Schriftsteller durch ihr Bekenntnis und ihre Selbsterforschung «eine andere Perspektive, einen andern Schlüssel zum Unverständlichen benützen als Historiker», möglicherweise einen weniger zeitgebundenen. Also einmal mehr das Paradox, dass Fiktionen Fakten oft besser vermitteln als sogenannte objektive Quellen. Im zweiten Essay, drei Briefen, die auf den ersten Blick nur für den Tag und den Adressaten geschrieben zu sein scheinen, findet Oplatka jenen Stil, in welchem er auch aphoristische Weisheiten verkünden kann, ohne dabei belehrend und anmassend zu wirken: Das Private vermittelt gewissermassen das Allgemeingültige. «Die Fieber-Erregung ist kein Normalzustand, und die Mehrheit – das, was man «Massen» zu nennen pflegt –

sehnt sich stets nach Frieden, in dem ein bisschen Wohlstand und Sicherheit möglich werden» (S. 39). Und schliesslich, wohl in ironischer Doppeldeutigkeit an Churchills Bild vom «Eisernen Vorhang» anknüpfend, aber in die Gegenwart transponiert, lesen wir: «Das Drama ist zu Ende, der Vorhang gefallen. Spektakuläres, das die Zuschauer jenseits der Rampe in der Welt in seinen Bann schlägt, findet nicht mehr statt.» Der Brief endet mit dem Trost, sich mit der «unansehnlichen Rolle des Bürgers» zurechtzufinden, die weniger heroisch ist als die Rolle des bedauernswerten Opfers totalitärer Gewalt, des für eine Minderheit positiven und für eine Mehrheit negativen «Gegenbildes» und des leidenden Versuchsobjekts für ein scheiterndes Experiment. Die Welt «hinter dem Vorhang» interessierte den Westen mehr als die heute offene Bühne, auf welcher dieselbe «Comédie humaine» gespielt wird wie bei uns. Das Essay über «Litauens Leid» endet, wie übrigens auch andere Kapitel, in einer verzweifelten, unbeantwortbaren Frage: «Ob es sein kann, dass all die Leiden dieser Erde sinnlos sind und dass es niemanden gibt, der sie zählt.» Einmal mehr analysiert Oplatka im vierten Essay die Rolle der Intellektuellen, denen «die Nähe der Mächtigen, ihre beinahe wie Freundschaft anmutende Herablassung» gefallen hat, eine Feststellung, die übrigens nicht nur für den ehemaligen Ostblock Gültigkeit hat. «La trahison des clercs» (Julien Benda) ist ein universelles Phänomen. Das letzte, mit dem Salz der Satire gewürzte Essay «Ministerbesuch in Moskau oder Politiker und Journalisten» basiert spürbar auf langjährigen Erfahrungen und scharfen Beobachtungen. Es sei jedem Kollegen und Journalistikstudenten zur Lektüre empfohlen. «Mag sein, dass sie auch Recht haben, die da nichts lesen», meint Oplatka selbstkritisch. Tatsächlich: Mag sein, – zwar nicht immer, aber immer öfter –, aber für seine «Nachrufe auf den Ostblock» trifft dies keineswegs zu. Sie sind tiefeschürfend und enthüllen bei wiederholter Lektüre immer neue unerwartete Feinheiten. ♦

Robert Nef